

Ade, Chamisso-Preis?

Von Ilija Trojanow und José F. A. Oliver

Seit 1985 gibt es hierzulande eine Literaturauszeichnung, die weltweit ihresgleichen sucht: den Adelbert-von-Chamisso-Preis. Gegründet, als Deutschland noch steif darauf beharrte, kein Einwanderungsland zu sein, hat er die Wendungen der Zeitgeschichte begleitet, bis in die Gegenwart, in der Deutschland sich als führendes Einwanderungsland etabliert. Der Preis bedachte Schreibende, die sich die deutsche Sprache angeeignet haben oder zwischen die kulturellen Stühle fielen (dafür aber erstaunlich aufrecht standen). Die vermeintlich dysfunktionale Multikulturalität wurde gewürdigt, prämiert, gefeiert.

So erfolgte entlang der Werke der 75 bisherigen Preisträger eine Reise durch die Vielfalt unserer Gesellschaft, von den Gastarbeitern der ersten Generation, ihren Kindern und Kindeskindern, über die Exilanten des Ostblocks, den Spätaussiedlern, den zum Studium Herkommenen und Dagebliebenen bis zu den aus Afrika und dem arabischen Raum Geflüchteten. Der Preis, so nahmen viele Menschen an, sollte eine Mehrstimmigkeit abbilden, die diesem aus den Ruinen der Selbstbespiegelung und Fremdverachtung auferstandenen Land gut zu Zunge stand.

Nun verkündet aber die Robert Bosch Stiftung, Trägerin des Preises von Beginn an, die Auszeichnung 2017 zum letzten Mal vergeben zu wollen. In einem Schreiben an die Preisträger wird die Entscheidung damit begründet, der Preis habe „seine ursprüngliche Zielsetzung vollständig erfüllt: Autoren mit Migrationsgeschichte haben heute grundsätzlich die Möglichkeit, jeden in Deutschland existierenden Literaturpreis zu gewinnen“. Da bleibt einem die Spucke weg. Weil der Literaturbetrieb anfängliche Ressentiments gegen eingewanderte Autorinnen und Autoren abgelegt hat, soll dieses Phänomen nicht mehr beleuchtet werden? Mit anderen Worten: Das Bestreben der Bosch-Stiftung vor offenbar von vornherein eher ein diakonisches, die Migrationsliteratur ein Müdel, das es aufzupöppeln galt, und nun, da es wohlgenährt scheint und zu jedem Bankett eingeladen wird, kann es verabschiedet werden. Diese Haltung ist eine paternalistische, also genau das, was Migranten und Geflüchtete auf den Tod nicht ausstehen können.

Gelegentlich geäußerte Kritik, der Preis gettoisiere eine bestimmte Literatur, greift nicht – es gibt unzählige Literaturpreise, die sich eines Ausschnitts der gesamten Produktion annehmen, die nach bestimmten außerliterari-

schen Kriterien begrenzen. Zudem hat sich der Preis in letzter Zeit auch dem literarischen Phänomen der Mehrsprachigkeit, unabhängig von der Herkunft der Autoren, geöffnet und insofern zum Ausdruck gebracht, dass zwischen Migration und dynamischer kultureller Identität fließende Übergänge bestehen.

Gewiss, die Welt geht nicht unter, wenn ein Literaturpreis eingestellt wird. Aber der Zeitpunkt ist schlecht gewählt. Die mehr als eine Million Geflüchteten, die nach Deutschland eingewandert sind, werden eine eigene Literatur erzeugen. Das ist in Ansätzen schon geschehen. Der Kulturvermittler Roberto di Bella organisiert in Köln etwa ein Autorencafé mit dem schönen Titel „fremdwOrte“, in dem sich Dutzende Geflüchteter ins Schreiben hineintasten können, ein geschützter Ort für jenen Prozess, der aus Traumatisierung Zeugnis werden lässt. Es kommen Geschichten und Erfahrungen, Sprechweisen und Schreibformen ins Land, die ungehört, ja unerhört sind. Diese Entwicklung mit Hilfe des Chamisso-Preises, der auch Förderpreise umfasste, zu begleiten, hätte der Bosch-Stiftung sehr gut angestanden.

Was treibt also eine extrem angesehene (und wohlhabende) Stiftung dazu, ein derart negativ verwirrendes Signal zu setzen in Zeiten der Erhitzung und Verhärtung? Der Brief bleibt die Antwort schuldig. Die „Schreibwerkstätten der Autoren an Schulen werden wir weiterführen und ausbauen“, weil die Preisträger in der Vergangenheit „bei der Arbeit mit Schülern wertvolle Impulse“ gegeben hätten. Da ist er wieder, dieser Pater-Familias-Ton. Welcher Autor möchte reduziert werden auf eine bildungspolitisch nützliche Rolle?

Noch ist Chamisso nicht gänzlich verloren, denn der Preis ist nicht das Kind der Stiftung (was der Brief verschweigt), sondern des herausragenden Romanisten Harald Weinrich. Er könnte, zusammen mit anderen Trägern, etwa der Universität München, die seit Jahren der Chamisso-Literatur einen Schwerpunkt widmet, und anderen Geldgebern fortgeführt werden. Die Fragen der mehrkulturellen Pluralität, die Konflikte zwischen Essentialismus und Kosmopolitismus, sind keineswegs ausgestanden, im Gegenteil. Es ist unangebracht, sich aus der Arena zurückzuziehen, nur weil der eine oder andere unter den Geförderten einen Wanderpokal errungen hat. Es wäre ja bis 2018 noch Zeit, umzudenken.

Ilija Trojanow und José F. A. Oliver sind Schriftsteller und jeweils Träger des Adelbert-von-Chamisso-Preises.



Draußen wird's unheimlich, drinnen auch: Julia Wieninger und Michael Wittenborn in Karin Beiers „Hysteria“.

Foto David Baltzer

Paranoia im Eigenheim

Eingebildete Ängste mit realen Folgen: Karin Beier nimmt am Hamburger Schauspielhaus Luis Buñuel zum Leitfaden, Rimini Protokoll widmet sich Gehirnen.

Die erste Viertelstunde: ein Stummfilm. Münder öffnen und schließen sich, aber noch hört man kein Wort. Denn auf der Bühne steht ein schalldichtes Einfamiliengefängnis, ein taghell erleuchteter Designer-Kerker auf nächtlicher Heide, ein klaustrophobischer Neubauschuhkarton, erbaut aus Glas, Ambition und kreditfinanzierten Kompromissen in jenen Bezirken des Großstadtnahen Nirgendwo, denen es schlicht am Speck mangelt, um noch zum Speckgürtel zu zählen. Hier ist Schmalhans Architekt, und seine Auftraggeber sind klamme Träumer mit flachfliegenden Visionen. Sind sie noch Aufsteiger oder doch schon Absteiger? Dieser Abend soll es weisen.

Es ist Housewarming-Party im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg. Karin Beier eröffnet die Spielzeit mit „Hysteria – Gespenster der Freiheit“, einem Stück, das sie zusammen mit dem Dramaturgen Christian Tschirner nach Motiven von Luis Buñuel verfasst hat. Karin Beier ist Intendantin, Regisseurin, Dramatikerin. Sie traut sich also was. Den Rezensenten der Uraufführung den Text des Stücks, wie sonst üblich, zur vorbereitenden oder auch nachbereitenden Lektüre anzuvertrauen, traut sie sich allerdings nicht. Schade.

Robert und die schwangere Linda sind mit ihrer Teenie-Tochter aus Thailand zurückgekehrt und nun Häuslebauer mit Migrationshintergrund. Bevor die Freunde zur mit Beklemmung erwarteten Einweihungsparty eintreffen, werden die Rollen klar verteilt. Yorck Dippe gibt den leicht vertrottelten Familienvater, der um seinen Job fürchtet und Grund dazu hat, Julia Wieninger ist die von der eigenen Kompetenz und Unermüdlichkeit irgendetwas auch schon wieder voll angenervte Mutter der Kleinstkompanie, Josefine Israel der aufgeweckte Trotzkopf mit Schmolllmund. Das Publikum in Deutschlands größtem Sprechtheater aber muss gleich zwei Rollen spielen. Es gibt, wie immer, den stummen Voyeur. Und es verkör-

pert das Unbekannte, das Fremde schlechthin, das sich da draußen im Halbdunkel des Zuschauerraums hordenmäßig versammelt hat, wie auf Verabredung, als führe es Übles im Schilde. Was könnte das sein? Das Pack will sich doch nicht etwa amüsieren?

Der Auftakt ist leichtgängig, amüsant, verheißungsvoll. Das Bühnenbild, das Johannes Schütz entworfen hat, erweist sich als nachgerade genial: ein auf der Drehbühne rotierendes Aquarium, das rasch zur gläsernen Festung mutiert. Das Wort Isolierglas erhält an diesem Abend eine ganz neue Bedeutung. Denn bevor das Trüppchen weiß, wie ihm geschieht, verwandeln sich die stummen, zum Teil slapstickhaften Anfangsszenen der Einweihungsparty in eine lautstarke Abwehrschlacht, dringen Angst, Hysterie und Paranoia ins Eigenheim. Ihr Auslöser ist vor allem der ungeladene Nachbar. Michael Wittenborn spielt ihn als schwermüden Bürgerwehr-Mephistopheles: Er ist die manipulative Stimme der durchgeknallten Vernunft. Als Willkommensgruß sät er genüsslich den Keim der Angst. Ein paar Stichworte genügen: mysteriöse Todesfälle in der Gegend, eine Tierversuchsanstalt ganz in der Nähe, womöglich auch noch eine Sekte. Man sollte sich jedenfalls bewaffnen. Aus Besorgnis wird Angst, aus Angst Hysterie, aus Hysterie Panik, die in einen absurden Überlebenskampf führt. Weil der Feind da draußen sich partout nicht zeigen will, kämpft nun drinnen jeder gegen jeden. Die Musik wird lauter, es wird getanzt, erst ausgelassen, dann wie im Gewalttausch. Die Glasfronten, von denen Yorck Dippe zunächst noch jeden Fingerabdruck abwischt, sind bald blutverschmiert.

Geschickt zeigt Karin Beier, wie die Konflikte im Inneren des Eigenheims sich ihre Ventile suchen. Existenzangst führt zu Rassismus, wenn der neue Chef zufällig ein Afrikaner ist. Eine Krähle, die gegen die Scheibe fliegt und tot auf der Terrasse liegen bleibt, könnte auch eine Überwachungsdrohne sein. Die Bedrohungen werden beiläufig wieder aufgelöst, und auch die Folgen der Panik vergehen rasch. Man schießt sich tot und steht wieder auf. Nur der Krebs, den eine der Freundinnen im Körper hat, will nicht weichen. Angelika Richter spielt die Kranke als die große Einsame des Abends: Hysterie kennt kein Mitgefühl.

Was leichtgängig begann und sich dann konsequent steigert, tritt nach neunzig Minuten noch ein Weichen auf der Stelle, um dann abzustürzen. Am Ende ist die Tochter vergewaltigt, der Vater entlassen, die Mutter hält nach einer Fehlgeburt den toten Embryo im Arm. Karin Beier wollte die Mechanismen vorführen,

die unsere Gesellschaft zuweilen anfallartig in Angstzustände versetzen. Aber sie selbst zieht ihrer Inszenierung den Boden unter den Füßen weg: Wo alle Bedrohungen nur eingebildet sind, bekommen die beklemmenden Rituale der Angst etwas Lächerliches und Unwirkliches. So bewirkt die Inszenierung am Ende das Gegenteil dessen, was sie erreichen wollte: Man verliert die Angst vor der Angst.

Wo entsteht Angst? Dort, wo alles entsteht, was wir wahrnehmen und empfinden, also im Kopf. Am Abend nach „Hysteria“ erlebt im Malersaal des Deutschen Schauspielhauses das neueste Projekt von Rimini Protokoll seine Uraufführung. „Brain Projects“ ist der Versuch, die faszinierenden Erkenntnisse der Hirnforschung ebenso auf die Bühne zu bringen wie die grundlegenden Zweifel an diesen Erkenntnissen. Wir lernen wissenschaftliche Methoden kennen, hören, wie es klingt, wenn ein High-Tech-Maschinchen ein in Nährlösung lebendig, also funktionell geliebtes Mäusehirn in dünnste Scheibchen schneidet, nämlich erschreckend harmlos, und sehen mit an, wie zwei Wissenschaftler mit dem im 3-D-Drucker erzeugten Replikat ihrer eigenen Gehirne behutsam Fangen spielen.

Die Schauspielerei sind wie immer bei Rimini Protokoll keine Schauspieler, sondern Menschen, die sich in eine theatrale Situation begeben, um aus ihrem realen Leben zu erzählen. Was so entsteht, ist jedoch nicht authentisch, sondern krümmt sich unter einer höchst artifiziell wirkenden Authentizitätsanmutung. Daran tragen die Mitwirkenden auf der Bühne die geringste Schuld: die Griechin Irii Skallora ist eine ebenso wissenschaftlich wie nüchterne Neurobiologin, die Bemerkenswertes über ihre Forschungen zur Netzwerkbildung von Hirnzellen vorzutragen weiß. Der Liechtensteiner Felix Hasler ist ein skeptischer Renegat seiner Zunft, und die aus der Levante stammende Lobna Al-lamii ein lebendes Beispiel dafür, wie wenig wir von der Funktionsweise unseres Gehirns wissen. Sie wurde bei den Protestaktionen im Istanbul Gezi-Park von einer Tränengasgranate am Kopf schwer verletzt, lag im Koma und hatte, als sie wieder zu sich kam, ihr Sprachvermögen, ihre Erinnerungen und das Bewusstsein ihrer Identität verloren. Kann man da wirklich von Wieder-zu-sich-Kommen sprechen? Es sind Fragen wie diese, die an einem schwerfälligen Abend hin und wieder aufhorchen lassen. Sie sind jedenfalls spannender als die Antworten, die gegeben wurden. „Brain Projects“ von Rimini Protokoll, das ist wie die Sendung mit der Maus für Fortgeschrittene. Allerdings nur, wenn man von den zersägten Mäusehirnen absieht. HUBERT SPIEGEL

Vandenberg

Die Deutsche Presse-Agentur verbreitete unlängst unter der Überschrift „Bin vom Heiligen Geist gezeugt“ die Nachricht, der Bestsellerautor Philipp Vandenberg habe laut Heiratsurkunde eine himmlische Herkunft. Blasphemie? Größenwahn? Spätsommerloch? Lauschen wir dem Autor selbst: „Ich bin offiziell vom Heiligen Geist gezeugt. Das habe ich schriftlich.“ Und das sei so gekommen: Bei der Heirat mit seiner zweiten Frau 1994 in Las Vegas habe er die Namen seiner Eltern angeben müssen. Da er seinen Vater nicht kenne, habe er einen Strich gezogen, was die Standesbeamtin nicht zulassen wollte. Nach einigem Hin und Her habe er ihr gesagt: „Dann schreiben Sie halt Holy Ghost!“ Und so geschah es. Nun muss man vielleicht heutigen Lesern vor Augen führen, wer Philipp Vandenberg ist, nämlich einer der erfolgreichsten deutschen Schriftsteller. Das Sachbuch „Der Fluch der Pharaonen“ machte ihn Anfang der siebziger Jahre aus dem Stand berühmt, historisch fundiert, schrieb er fortan in mehr als dreißig Büchern über die alten Ägypter, Griechen und Römer, auch über den Vatikan – und zwar als Vollenbieter in den Genres Sachbuch, historischer Roman und Krimi. Gesamtauflage 25 Millionen Exemplare. Wenn wir heute an Klaus-Dieter Hartel geb. Walter erinnern, dann deshalb, weil er der Welt beinahe kurz nach seiner Geburt am 20. September 1941 in den Kriegswirren von Breslau abhandeln gekommen wäre. Seine Mutter übergab den Neugeborenen in Panik einer wildfremden Frau, die, wie sich nach Kriegsende herausstellte, als die leibliche Mutter das Kind suchte und fand, ebenfalls Walter hieß. Sie nahm das Kind wieder an sich, heiratete einen Medizinstudenten und steckte den Knaben in Bayern, wo das Paar gestrandet war, ins Waisenhaus. Im Franziskushaus zu Altötting wuchs Klaus-Dieter, nun nach dem „Ziehvater“ Hartel benannt, unter ärmlichsten Bedingungen heran, schaffte es ins benachbarte Burghausen aufs Gymnasium, wo er das Rüstzeug für eine journalistische Karriere erhielt, die ihn von der „Passauer Neuen Presse“ bis zum „Playboy“ und schließlich in die Laufbahn als freier Autor führte. Frisch verheiratet, fuhr Vandenberg in den Neunzigern gern im offenen Rolls Royce am Stadtplatz von Burghausen vor, ganz Geldadel mit Blondine auf dem Beifahrersitz. Den Oldtimer ließ seine Lordschaft standesbewusst im Parkverbot vor dem Biergarten des „Hotel Post“ stehen, woselbst er die Güte hatte, sich niederzulassen, bestaunt vom einfachen Volk. In diesem Moment erschallt vom Wirtshaus her über die Köpfe aller Zuschauer hinweg ein lautes „Grüß Gott, Herr Hartel!“ Das ist die strenge, aber gütige Bedienung der „Post“, Frau Gorzel. Die kennt ihren Hartel noch, als er kein Vandenberg war, und das wird ihm hiermit unmissverständlich mitgeteilt. Der so auf Normalformat gefaltete Starautor zuckt zusammen und kassiert den Treffer: Eine amerikanische Standesbeamtin kann er vielleicht an der Nase herumführen, aber daheim kommt er mit so einer Luftnummer nicht durch. hhm

Konzernfrei

Wissenschaftsverlage fusionieren

Zwei traditionsreiche und privat geführte deutsche geisteswissenschaftliche Verlage schließen sich zusammen: Der Böhlau Verlag mit seinem alten Stammsitz in Weimar und Standorten in Wien und Köln wird Teil der Verlagsgruppe Vandenhoeck & Ruprecht mit Hauptsitz in Göttingen. Unmittelbarer Anlass der Fusion ist das Ausscheiden des Seniorverlegers von Böhlau, Peter Rauch, dem sein Sohn nicht in die Verlagsleitung nachfolgen möchte. Das Andocken an einen Konzern wurde durch die mit Anfang nächsten Jahres erfolgende Übernahme der Geschäftsanteile von Böhlau durch das Göttinger Haus vermieden. Programmatisch haben die beiden Häuser manches gemein und können ihr Themenspektrum nun erweitern. Da Vandenhoeck & Ruprecht, das eine bis ins Jahr 1735 zurückreichende Verlagsgeschichte vorweisen kann, unter seine drei Universitätsverlage die Vienna University Press zählt – selbst wiederum ein Imprint der auf rein akademische Titel spezialisierten Tochter V&R unipress –, hat die Entscheidung auch für den österreichischen Markt Bedeutung. Beide Häuser sind bereits Gesellschafter des utb Verlags, pflegen aber auch Programmanteile, die sich an ein nicht fachwissenschaftlich oder unmittelbar an beruflicher Bildung interessiertes Publikum richten. Erst vor drei Monaten hat Vandenhoeck & Ruprecht das wissenschaftlich-theologische Programm der Neukirchener Verlagsgesellschaft übernommen, das den eigenen theologischen Schwerpunkt des Hauses ergänzt. Man hofft, durch den nun verkündeten Zusammenschluss nicht zuletzt auch technische Innovationen bündeln und Synergieeffekte nutzen zu können – als Vorbereitung auf das 2035 anstehende dreihundertjährige Jubiläum. F.A.Z.

Merkels Schocktherapie

Die Kanzlerin zieht ihre Leerformel aus dem Verkehr

„Haaaallo, hier bin ich! Und nicht mehr dort hinten. Dort hinten war ich im September 2015. Jetzt, im September 2016, bin ich einen Schritt weiter. Hört mich denn keine? Generalsekretär, übernehmen Sie!“

Sitzt die Nation auf ihren Ohren? Muss die Kanzlerin erst eine Lautsprecherdurchsage machen, damit auch der letzte Wähler im Lande merkt, dass Angela Merkel ihren Flüchtlingskurs schon längst, längst, längst geändert hat? Am Morgen nach der Berlin-Wahl erklärt Peter Tauber, der Generalsekretär der abermalig gerupften CDU, knapp und formelhaft, wie es seines Amtes ist: „Der Ruf nach einem Kurswechsel ist schwer nachvollziehbar. Die Regierung hat alles getan, damit sich das vergangene Jahr nicht wiederholt.“ Soll wohl ebendies heißen: Der Kurswechsel ist längst vollzogen, ihr braucht ihn nicht mehr zu fordern. Nehmt doch bitte zur Kenntnis: die Verschärfung der Asylgesetzgebung, den neuen strengen Kurs in Sachen Rückführungen und Einreiseverbot – all das und noch viel mehr hat die Regierung mit der Richtlinienkompetenz ihrer Chefin längst getan. So wahr ihr die CSU helfe.

Aber was tun, wenn das niemand hören will? Die Merkel-Kritiker wollen es nicht hören, weil es dann weniger zu kritisieren gäbe. Die Merkel-Kavaliere wollen es nicht hören, weil ihre Projektionsfigur der „guten“ Demokratie, der sie sich selbst zurechnen, jegliche Verbindung zu einer Politik der Abschreckung verbietet. Man weiß nicht, was das Eingeständnis des Kurswechsels härter trifft: den aggressiven Merkel-muss-weg-Mob oder das parvenühafte Milieu, in dem Angela Merkel für die moralische Selbstvergewisserung erhalten muss. Für beide Gruppierungen liefern die sozialen Netzwerke reichhaltige Anschauung. Wäre man ein Küchenpsychologe, würde man hier wie dort auf grassierende Ich-Schwäche tippen. Die Rückhaltlosigkeit, mit der pro und contra Merkel getwittert wird, lässt fragen: Was liegt da drunter?

Angela Merkel selbst hatte kurz vor der Berlin-Wahl zu einem drastischen Mittel gegriffen, um im Stile von Max Frischs „Stiller“ zu sagen: Ich bin nicht Merkel. Die jetzige Angela Merkel suchte der Identifikation mit der einstigen Angela Merkel dadurch zu entkommen, dass sie nun kurzerhand ihr Mantra „Wir schaffen das“ aus dem Verkehr zog. Man muss sich das vorstellen: Plötzlich soll der Satz nicht mehr wichtig sein, für den

sie monatlang durchs Feuer gegangen ist, den sie wiederholt hat gemäß der evangelischen Forderung „legen oder unlegen“, der Satz, welcher sie als Überzeugte und Glaubende ausweisen sollte, für den sie sich verspottet und beschimpfen ließ, der Satz, der die leuchtenden Augen wie die finsternen Minen hinter ihr versammelte, dieser Satz – ja, gewiss, er war eine Plattitüde der Selbstermächtigung, das wusste man, aber er war doch von geheiligter Symbolkraft, eine Initiationsformel, die für jeden, der sie guten Willens sprach, die Zugehörigkeit zur Wertegemeinschaft verbürgte und damit zugleich jedem, der an seiner eigenen persönlichen Weltoffenheit geheime Zweifel hegte, Gewissheit brachte: Auch ich bin erlöst.

Morgen in Natur und Wissenschaft

Ob die Grippeimpfung Schwangeren nützt, ist längst nicht ausgemacht.

Geisteswissenschaften: „Metropolis“ und die Volksgemeinschaft

Was war geschehen? Einem Magazin aus der Welt des Mammons, der „Wirtschaftswoche“ (kann man die Säkularisierung der Flüchtlingspolitik noch sinnfälliger zum Ausdruck bringen?), sagte die Kanzlerin, manchmal denke sie, dass dieser Satz („Wir schaffen das“) „etwas überhöht wird, dass zu viel in ihn geheimnist wird. So viel, dass ich ihn am liebsten kaum noch wiederholen mag, ist er doch zu einer Art schlichem Motto, fast zu einer Leerformel geworden.“

War das nicht gerade das Geniale an diesem Satz? Nichts zu sagen und doch alles zu bedeuten? Nun mustert die Kanzlerin ihren metaphysisch aufgeladenen Satz aus, als wäre er eine entbehrliche Floskel. Indem sie ihn wie beiläufig zur Disposition stellt, leistet sie bis an die Grenze der Selbstverleugung eine Schocktherapie fürs begriffsstutzige Volk, das von der Kurskorrektur nicht hören will und sie nun fühlen muss.

Und, als wäre zusammen mit dem großen kleinen Satz nicht schon genug humanitäre Substanz zur Disposition gestellt, fügt Angela Merkel noch hinzu: Nie habe sie mit dem Satz jemanden provozieren wollen – als wären wir Guten auf diese Provokation nicht stets gehörig stolz gewesen. CHRISTIAN GEYER